

*Zeitreise in die Multibürgergesellschaft:
Tokyo von Olympia zu Olympia*

Von Florian Coulmas

Mal angenommen, Zeitreisen wären möglich. Stellen wir uns vor, die Tokyoter und

Tokyoterinnen, die sich heute für den Erhalt des Artikels 9 der japanischen Verfassung einsetzen, der Japan in aller Deutlichkeit zum Pazifismus verpflichtet, dass eben diese Leute nur ein Menschenleben zurück in der Zeit reisten, um dafür zu sorgen, dass die japanische Regierung ihren Ehrgeiz, in der Welt etwas zu bedeuten,

auf die Olympischen Spiele 1940 konzentrierte, statt China mit Krieg zu überziehen. Die Welt sähe heute ganz anders aus. Tatsächlich war es ja ein großer Fortschritt für Japans internationales Renommee, als Tokyo 1936 den Zuschlag für die Olympischen Spiele 1940 bekam. Zum ersten Mal in Asien, sollten die Spiele stattfinden mit Japan als Leitgans, der die übrigen Länder der Region folgen würden. Dann aber fielen die Spiele aus, die japanische Führung blies sie 1938 ab. Einen Moment lang sah es so aus, als würden sie nach Helsinki verlegt, doch letztlich gingen sie im Kriegsgetümmel unter.

Hätte sich der Zeitreisende oder Visionär von 1940 einen *konbini* (24-Stunden-Laden) vorstellen können? Hätte er oder sie sich vorstellen können, dass die Bevölkerung von Tokyo-Yokohama schon fünf Jahre später um drei Millionen Menschen geschrumpft sein würde, nur weil die Regierung das internationale Standing Japans statt auf dem Sportplatz auf dem Schlachtfeld zu verbessern suchte?

Und weiter, dass die Urbanisierung so rapide voranschreiten würde, dass sich die Bevölkerung im Großraum Tokyo bis zu den Olympischen Spielen 1964 wieder verdoppelt und zu denen von 2020 mehr als verdreifacht haben würde? Das lag durchaus jenseits der Vorstellungskraft selbst weitsichtiger Zeitreisender, ganz zu schweigen von gegenwartsfixierten Politikern, die es 1948 für geboten hielten, Abtreibungen zu legalisieren, um des den Staat in vieler Hinsicht überfordernden Nachkriegsbabybooms Herr zu werden. Noch viel weniger hätten sie sich vorstellen können, dass es 2020 in ihrem Land Geisterstädte geben würde, dass sich die wenigen verbliebenen Bürgerinnen und

Bürger abgelegener Dörfer nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr auf die Straße trauen, weil sie fürchten müssen, einem Bären zu begegnen, und dass die Natur hier und dort begonnen hätte, sich zurückzuholen, was menschliche Besiedlung ihr einst genommen hatte.

Oder Schulen. In jedes Dorf gehört eine Schule, zumindest eine Grundschule. Das war immer so (»immer« bezeichnet die zwei Generationen, die die Erinnerung zurückreicht). Zu Beginn der 2010er Jahre sah sich das Erziehungsministerium jedoch gedrängt, das »Gemeinschaftsprojekt verlassene Schulen« auszurufen. »Verbindet Euch mit der Zukunft!« verkündet ein lächelnder Knirps auf der Homepage des Ministeriums, um der Sache ein freundliches Gesicht zu geben. Der Landbevölkerung ist dabei allerdings nicht recht zum Lachen zumute. Allein 2012 wurden im ganzen Land über sechshundert öffentliche Schulen geschlossen, was für die betroffenen Gemeinden nicht nur bedeutet, dass ihre Kinder einen längeren Schulweg haben, sondern auch, dass sie eine wichtige Plattform des gesellschaftlichen Lebens verlieren. Das Leben auf dem Dorf wird immer unattraktiver, und die Überalterung der ländlichen Regionen schreitet voran. In den sechziger Jahren lebten 63 Prozent der japanischen Bevölkerung in Städten. Inzwischen sind es 92 Prozent, und die wenigen Prozent, die noch auf dem Land leben, sind uralt.

Das rührt nicht nur daher, dass die Menschen immer länger leben, was ja zweifellos willkommen ist und von einem erfolgreichen Gesellschaftsmodell zeugt. Hinzukommt, dass das Landleben vielen keine Zukunftsperspektive mehr bietet

und sie deshalb in die Stadt ziehen. Wer bei den ersten Olympischen Spielen auf den Gedanken gekommen wäre, das 100 Kilometer nordwestlich von Tokyo gelegene Dorf Nanmoku zu besuchen, hätte dort noch um die 10000 Einwohner angetroffen. 2021 war die Dorfbevölkerung auf ein Fünftel zurückgegangen, während das Medianalter auf 65,5 Jahre angestiegen ist, fast zwanzig Jahre älter als das der Gesamtbevölkerung Japans.

Dadurch entsteht ein Teufelskreis, den zu durchbrechen immer schwieriger wird. Das Steueraufkommen einer Gemeinde mit einem Medianalter über 65 strebt gegen Null, wenn es nicht schon negativ ist. Unter den dadurch unvermeidlich werdenden Einschränkungen der öffentlichen Ausgaben leidet die Infrastruktur, was noch mehr Menschen dazu bewegt, vom Land in die Stadt zu ziehen, und so weiter. Seit Anfang der 2000er Jahre sind im Land ungefähr vierzig Eisenbahnlinien stillgelegt worden, und auf jährlich Hunderten von Kilometern wird der Busverkehr eingestellt.

Wer hätte das kommen sehen, als der erste Hochgeschwindigkeitszug der Welt pünktlich zur Eröffnung der Olympischen Spiele am 1. Oktober 1964 in Rekordgeschwindigkeit die fünfhundert Kilometer von Tokyo nach Osaka zurücklegte und ganz Japan auf den Weg nach *Number One* mitnahm, wie es im Titel eines vielbeachteten Buches hieß, das eineinhalb Jahrzehnte später erschien, als das Land auf dem Höhepunkt seines sagenhaften Aufstiegs war.

Der Shinkansen symbolisierte lange den scheinbar unaufhaltsamen Fortschritt, immer schneller und komfortabler und dabei sicherer als alle anderen Eisenbahnli-

nien rund um den Globus. Von den ersten 514 Kilometern entlang der pazifischen Küste wurde das Streckennetz auf inzwischen 2764 Kilometer ausgedehnt und die Spitzengeschwindigkeit von damals unglaublichen 200 auf über 320 Stundenkilometer erhöht. Alle wollten mit dem Shinkansen fahren, dem Stolz der Nation. Für die Dorfbewohner, für die es nur noch einen Bus am Vormittag und einen am Nachmittag in die Kreisstadt gibt, sind diese technischen Höchstleistungen freilich von begrenztem Interesse.

Zur Überraschung vieler pendelte sich die Bevölkerung Japans nicht auf einem stabilen Niveau ein, sondern ging recht plötzlich von Wachstum zu Schrumpfung über. 1964 war die 100-Millionen-Marke gerade überschritten, Tendenz für die nächsten vier Jahrzehnte weiter steigend. Wer nicht genau hinsah, bemerkte nicht, dass die Bevölkerung schon bald nicht mehr dank des Geburtenüberschusses wuchs, sondern nur noch, weil die Menschen ihr Ableben immer weiter hinaus-schoben. Als Finanzminister verstand Tarō Asō, was das für die Renten bedeuten würde, und mahnte zur Eile, was aber durchaus nicht bei all seinen Mitbürgerinnen – und sie sind es, die an der Spitze der Alterspyramide stehen – auf Verständnis stieß. Sollte er, als Neunundsiebzigjähriger nach wie vor im Kabinett, seine Meinung in diesem Punkt geändert haben, hat er das jedenfalls nicht öffentlich bekannt gemacht.

Vielmehr verkörpert Asō eine Transformation der japanischen Gesellschaft. 100 Millionen Einwohner war für ein paar Jahrzehnte eine magische Zahl (sie wuchs dann noch auf 126 Millionen an), indem sie, verbunden mit zweistelligen

Wachstumsraten der Wirtschaft, Anlass dazu bot, von der 100-Millionen-Mittelschichtsgesellschaft zu reden, einer Ideologie, die sich angesichts von Vollbeschäftigung und Jahr für Jahr steigender Löhne viele Menschen zu eigen machten. Gleichheit hieß das Gebot der Stunde, das die verkündeten, die daran glaubten, und die, die es opportun fanden, daran zu glauben.

Die 100 Millionen Mittelschichtler waren 100 Millionen »reinrassige« Japaner und Japanerinnen, ein Glaubenssatz, mit dem noch Mitte der 1980er Jahre Premier Yasuhiro Nakasone Japans wirtschaftlichen Erfolg erklärt hatte. Schon bald jedoch schrumpften die Wachstumsraten auf einstellige und gelegentlich sogar negative Zahlen zusammen. 1991 begann mit dem Platzen der Spekulationsblase, was im Rückblick zunächst die »verlorene Dekade« genannt wurde, der dann eine zweite folgte und, wie manche meinen, eine dritte der Stagflation. Wie auch immer das die Wirtschaftsweisen rechnen, es wurde schwierig und ist inzwischen unmöglich, über die sozialen Unterschiede hinwegzusehen, die die japanische Gesellschaft kennzeichnen. Tarō Asō ist reich, fröhlich und gesund und hat einen guten Job. Für viele seiner Altersgenossen gilt das nicht. Der Anstieg der sogenannten »silbernen Kriminalität«, der der Betagten nämlich, und die Beschäftigung von Altenpflegern in Gefängnissen markieren auf bedrückende Weise den Abstand zwischen 1964 und 2021, zwischen der Mittelschichtsgesellschaft und der Differenzgesellschaft.

Differenz, das konnte der herrschenden männlichen Elite nicht wirklich gefallen. Um die Probleme angesichts der immer

größer werdenden sozialen Kluft erträglich zu machen, musste sie sich von der Homogenität verabschieden. Zunächst sollten mit den Worten von Ex-Premier Shinzō Abe »die Frauen glänzen«. Dass dieses Begehren weniger Vorstellungen von Gerechtigkeit und gleichem Lohn für gleiche Arbeit geschuldet war als der bitteren Einsicht, dass die Arbeitsbevölkerung im Zuge der Alterung beständig und schneller als die Gesamtbevölkerung schrumpft, wurde dabei nicht unbedingt thematisiert. Die Lohndifferenz zwischen den Geschlechtern verringert sich nur langsam wie auch der Arbeitskräftemangel; denn die weibliche Arbeitsmarktbelegung ist trotz geringerer Löhne schon lange relativ hoch.

Zusammen mit der oder etwas später als die Mittelschichtsgesellschaft wurde auch der ethnisch homogene Nationalstaat mehr oder minder ad acta gelegt, notgedrungen. Mit der Differenzgesellschaft ist ein neues Zeitalter angebrochen. Eine bahnbrechende Entdeckung hat das ermöglicht, die ihren Niederschlag mittlerweile in jeder Universität gefunden hat, die etwas auf sich hält, in Japan wie auch in der Bundesrepublik und anderen sogenannten hochentwickelten Industrienationen. Die Entdeckung heißt *diversity*, mit dem englischsprachigen Terminus *technicus*, weil in der japanischen Sprache ein geeignetes Wort offenkundig fehlt. Auch in Japan gibt es an den Universitäten jetzt Diversity-Tage, Diversity-Förderungszentren, Diversity-Prorektorinnen usw.

Wenn man weiß, dass weiblichen Prüflingen an japanischen medizinischen Hochschulen bis in unsere Tage ihre im Schnitt besseren Testergebnisse gekürzt

wurden, um den Jungs auch eine Chance zu geben und zu verhindern, dass Krankenhäuser wegen massenhaften synchronisierten Mutterschaftsurlaubs arbeitsunfähig werden, kann man leicht Verständnis dafür aufbringen, dass dagegen etwas unternommen werden muss. Die Vorbereitungen von »Tokyo 2020« lieferten dafür noch eine eindrucksvolle Bestätigung. Ex-Premier Yoshirō Mori musste sein Amt als Präsident des japanischen olympischen Komitees im Februar 2021 niederlegen, weil er seine sexistischen Denkgewohnheiten ausgerechnet im Zusammenhang mit der Forderung nach mehr weiblichen Mitgliedern des Komitees öffentlich preisgeben musste.

Das sei keine gute Idee, erklärte er vor der Presse, denn die Frauen quasselten zu viel und die Sitzungen hätten dann niemals ein Ende. Trotz der Toleranz, die man betagten Würdenträgern gewöhnlich auch dann entgegenbringt, wenn sie Dummheiten von sich geben, war das wegen des internationalen Kontexts dieses Vorfalls etwas zu viel des Unerträglichen. In der größten Stadt der Welt, die von der Gouverneurin Yuriko Koike regiert wird, war das nicht nur unzeitgemäß, sondern hat, wie sie sagte, viele Menschen entsetzt. Koike regiert auch eine der modernsten Städte der Welt.

Das heutige Straßenbild Tokyos hätte die Zeitreisenden von 1940 und 1964 nicht nur in Erstaunen versetzt, sondern davon überzeugt, dass sie sich in einer anderen Stadt befinden. Die Vergangenheit ist ein fremdes Land. Und da brauchen wir gar nicht über Architektur und das unübertreffliche Nahverkehrssystem zu reden oder davon, dass Tokyo mehr Michelin-Sterne hat als Paris, London und

New York zusammen. Die roten, blauen, blonden und grünen Haare, die Ringe in Ohren und Nasen, die vielen genderneutral gekleideten Jugendlichen, die Buntheit in den einst von grauen Anzügen mit Brille bevölkerten U-Bahnen und die *fast fashion*, die im Halb- oder Vierteljahresrhythmus Neues verlangt; all dies hätte den Horizont der Zeitreisenden gesprengt.

Die neue Vielfalt haben sich freilich nicht primär die Modeschöpfer ausgedacht. Die großen Namen, die jeder kennt, sind schon lange Weltspitze. Aber die Mode ist Teil des gesellschaftlichen Wandels. Die Zeichen stehen auf mehr Vielfalt. Die einst so gern zitierte Spruchweisheit von dem herausstehenden Nagel, der eingeschlagen wird, hört man in letzter Zeit nicht mehr so oft. Man kann längst nicht mehr davon ausgehen, dass etwa Altenpfleger ein makelloses Führungszeugnis mitbringen, fließend japanisch sprechen, Prüfungen bestanden haben, die manchen japanischen Oberschulabsolventen überfordern würden, dazu auch so aussehen, wie Japaner früher aussahen (ganz davon abgesehen, dass von Frauen bis vor kurzem überdies selbstverständlich erwartet wurde, dass sie keine Brille tragen). Die Besetzung vakanter Stellen im Pflegesektor an solche Bedingungen zu knüpfen, ist nicht länger praktikabel. Die japanische Regierung drückt und windet sich noch immer – ähnlich wie die deutsche vor zwei oder drei Jahrzehnten –, das Wort »Immigration« in den Mund zu nehmen und eine realistische Immigrationsgesetzgebung in Angriff zu nehmen. Lange wird sie das nicht mehr können.

Wenn nun aber Hoteliers nicht all ihre Zimmer belegen können, weil es an Per-

sonal fehlt; wenn Pflegerinnen und Pfleger endlose Überstunden machen müssen, um die Versorgung in Krankenhäusern und Altenheimen nicht zusammenbrechen zu lassen; wenn das Durchschnittsalter der Bauern über sechzig ist und sie nicht mehr wissen, wie sie ihre Felder bestellen und abernten sollen; wenn sich große Bauvorhaben wegen Arbeitskräftemangels verzögern; wenn der Arbeitsmarkt in all diesen Sparten leergefegt ist und von den nachwachsenden einheimischen Generationen nicht aufgefüllt werden wird – dann muss man in den Apfel der *diversity* beißen, so sauer er der Regierung auch erscheinen mag.

In der Presse ist das Thema heute allgegenwärtig. Eine der größten Tageszeitungen, die eher progressive *Asahi Shimbun*, schreibt über die 1,46 Millionen ausländischen Arbeitnehmer, die 2,73 Millionen ansässigen Ausländer, die über 9000 spurlos verschwundenen Praktikantinnen und Praktikanten, die 20000 ausländischen Schulkinder, die durch das Netz der Schulpflicht fallen (weil das nur für Staatsangehörige gilt), und führt in diesem Zusammenhang einen Begriff in die Debatte ein, den es bisher nicht gab: die »Multi-Bürger-Gesellschaft« (so hieße der japanische Terminus wörtlich).

Vielfalt kennzeichnet jedenfalls Tokyo heute mehr denn je. Groß ist die Stadt schon lange, bereits im 18. Jahrhundert hatte sie mehr als eine Million Einwohner. Da Japan der Kolonialisierung um Haarsbreite entging, den Verkehr mit westlichen Mächten und Missionaren ab dem 17. Jahrhundert stark einschränkte und vom Festland getrennt ist, war die Bevölkerung jedoch, verglichen mit anderen Städten dieser Größenordnung, immer

relativ einheitlich und verkörperte das Körnchen Wahrheit, das der Ideologie der japanischen Homogenität und Besonderheit innewohnte.

Sofern die Zahl der Einwohner, wie die Experten vom staatlichen Institut für Bevölkerung und soziale Wohlfahrt schätzen, bis Mitte des Jahrhunderts bei weiter fortschreitender Alterung um mehr als 20 Millionen abnehmen wird, ist nicht ersichtlich, wie der Lebensstandard ohne Zuwanderung erhalten bleiben kann, auch wenn Rationalisierung, Automatisierung und Robotisierung weitergehen.

Sicher, die Zeitreisenden von damals hätten zum Beispiel ratlos vor den Regalen gestanden, die es heute in jedem Kombini – geschätzte 10000 im Großraum Tokyo allein – gibt. Das Trocknen von Lebensmitteln ist eine der ältesten Konservierungsmethoden überhaupt. 1940, ja, auch noch 1964 dachte niemand daran, dass eine neue Anwendung derselben die japanischen Essgewohnheiten nur einige Jahre später von Grund auf umwälzen würde. 1971 brachte ihr Erfinder Momofuku Andō die ersten Instantnudeln auf den Markt. 2005 nahm der Astronaut Sōichi Noguchi auf seinem Trip mit der Space Shuttle Discovery eine Portion »space ram« mit ins All.

Für die Industrie war das ein willkommener Werbegag, aber die Japanerinnen und Japaner hatten bereits vorher in einer Umfrage entschieden, dass Instantnudeln die bedeutendste japanische Erfindung des 20. Jahrhunderts waren. 5,5 Milliarden Portionen jährlich beträgt deren Umsatz gegenwärtig allein in Japan. Mehrere Cup-Noodle-Museen, unter anderem in Yokohama und Osaka, zeugen von der Wertschätzung, derer sich diese Schnell-

gerichte erfreuen. Nicht allein der niedrige Preis, auch der geringe Zeitaufwand für Zubereitung und Verzehr machen sie so beliebt. Tokyo ist heute eine schnelle Stadt. Rationalisierung und Vereinfachung haben nicht zu mehr Gelassenheit geführt, im Gegenteil.

Die nicht vorausgesehenen Folgen technologischer Entwicklungen sind sprichwörtlich. Die Nudeln illustrieren das.

Gleichzeitig zeigt ihr Aufstieg zum beliebtesten Fast Food, dass soziale Entwicklungen ebenso schwer zu antizipieren sind. Demografische Veränderungen erklären nicht alles, schon weil sie endemisch von dem Henne-oder-Ei-Problem durchdrungen sind. (Bevölkerungswachstum dank ökonomischen Wachstums oder umgekehrt, oder beides einander bedingend?) Aber sie machen vieles verständlich.

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/82844

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20250108-110644-3

Coulmas, Florian: Zeitreise in die Multibürgergesellschaft: Tokyo von Olympia zu Olympia. *Merkur : Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*, 2021, 75(866), S. 88-94.
<https://volltext.merkur-zeitschrift.de/article/99.120210/mr-75-7-88>

Alle Rechte vorbehalten.